

Das Jahr ohne Sitzenbleiber

Ihr werdet nicht glauben, was kurz vor den Sommerferien an unserer Schule passiert ist. Sogar ich kann es kaum glauben. Aber lest selbst:

Alles begann an einem Donnerstag. Es war kurz nach acht, als ich in die Schule kam. Normalerweise war ich immer pünktlich, doch heute war meine Tram ausgefallen. Hinter mir hörte ich schnelle Schritte. Es war meine beste Freundin Lilli, die mir gefolgt war. „Warum bist du so spät?“, wollte ich wissen. „Du bist doch eigentlich schon immer um halb acht in der Schule.“ Lilli sah mich verzweifelt an. „Ich kann da jetzt nicht rein, Yande, wenn der Mathe-Maier mich heute abfragt, ich schwöre dir, ich bekomme eine Sechs ins Zeugnis.“ Lilli standen die Tränen in den Augen. „Ach komm“, versuchte ich sie zu trösten, „ich sage dir das doch alles ein. Wird schon schiefgehen.“ Ich nahm meine Freundin an der Hand und zog sie vom sonnigen Pausenhof ins kühle Treppenhaus. Hinter uns fiel das Schutor krachend zu und durchbrach für einen Augenblick die Stille. Man konnte nur die Stimmen einiger Lehrer hinter verschlossenen Klassenzimmertüren erahnen. Kein einziger Schüler war mehr im Schulhaus unterwegs. Keiner?

Plötzlich kamen uns einige Klassenkameraden entgegen. „Unser Klassenzimmer – es ist weg!“, rief der kleine Uli schon von Weitem aufgeregt. Einen Moment lang stutzte ich. Dann lachte ich schallend los. „Hahaha, natürlich ist es weg! Ein besserer Witz fällt dir wohl nicht ein, oder?“ Kilian, der neben Uli stand, sah mich säuerlich an. „Schau doch selber nach, wenn es für dich so lustig ist.“ Lilli starrte auf ihre Schuhe. „Vielleicht sollten wir doch mal nachsehen“, fing sie an und setzte sich in Bewegung. „Das glaubst du doch wohl selber nicht“, empörte ich mich, hastete aber hinter ihr her in den ersten Stock zu unserem Klassenzimmer. Aber anstelle unserer Klassenzimmertür war dort nur eine



nackte weiße Wand. Ich war wie vom Donner gerührt. Erst das Schnaufen unseres Hausmeisters Sölbke, der hinter uns um die Ecke stampfte, riss mich wieder aus den Gedanken. Ihm folgte mit langen Schritten der Mathe-Maier. „Wie ist das möglich?“, stieß der Hausmeister hervor und tupfte sich den Schweiß von der Stirn. „Wie kann das sein? 6a, 6b, 6c – die Klassenräume, einfach weg. Futsch!“ Mathe-Maier schien ebenso verwirrt und fuhr sich hektisch durchs Haar: „Wird sich schon klären, Meister Sölbke“, brummte er und klopfte dem Hausmeister auf die Schulter. Zu uns gewandt rief er: „Alle mal herhören, wir gehen in den Musiksaal und machen dort Unterricht.“

Wir stürmten laut schnatternd in Richtung Musiksaal. Als wir einigermaßen beruhigt auf unseren Plätzen saßen, bat Mathe-Maier uns, die Seite 66 aufzuschlagen. Doch das Geraschel und Gekrame auf der Suche nach der richtigen Seite wollte und wollte nicht enden. „Herr Maier, wo ist die Seite 66?“, wagte Lydia aus der ersten Reihe schließlich zu fragen. Doch Mathe-Maier blätterte selbst ratlos in seinem Mathematikbuch. Plötzlich wurde er ganz bleich im Gesicht. „Kinder, hier geht etwas nicht mit rechten Dingen zu.“ Mathe-Maier klammerte sich so fest an die Stuhllehne, dass seine Knöchel weiß hervortraten. „Und dieses Mal ist es

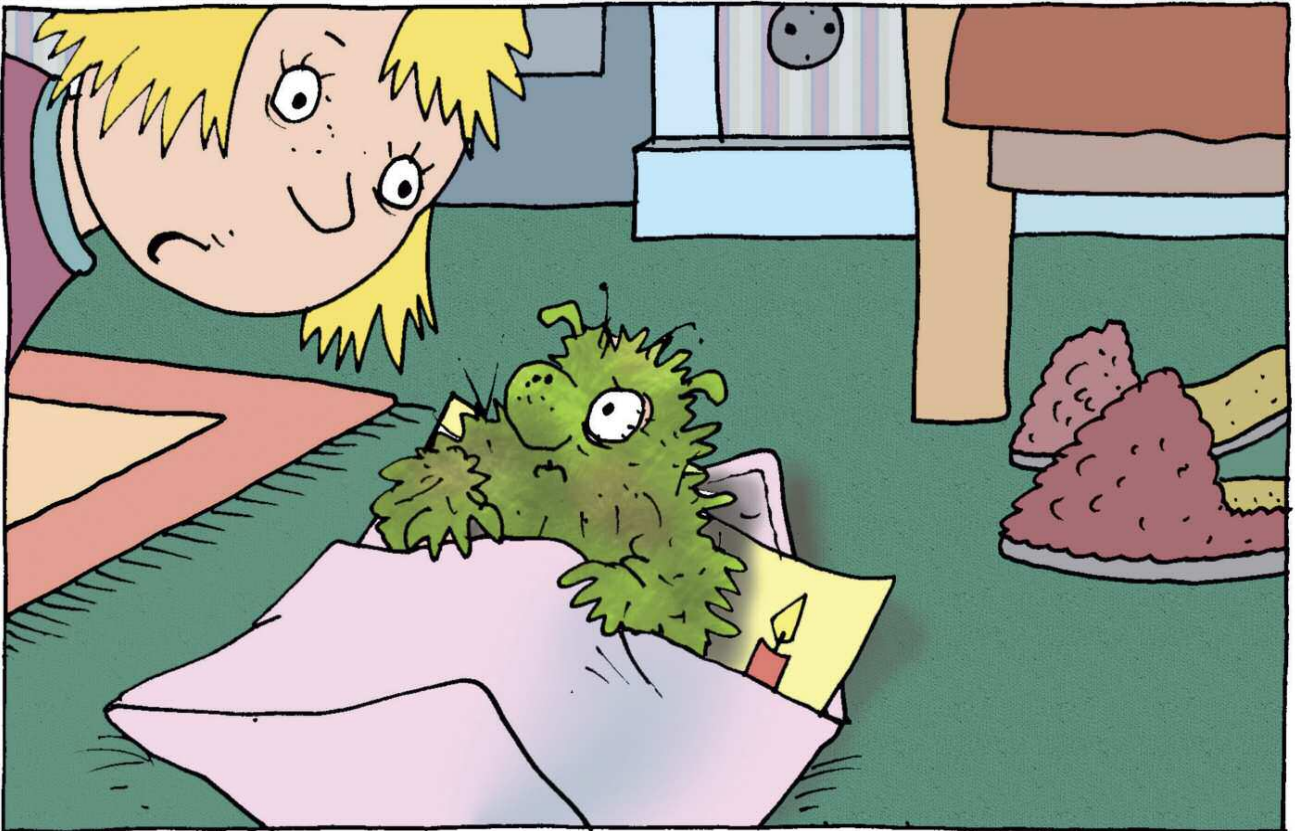
kein Fehler vom Verlag. Gestern war die Seite noch da.“ Kopfschüttelnd betrachtete er sein Buch. „Die Mathematikstunde ist hiermit beendet“, entschied er dann. Mit diesen Worten packte er seine Aktentasche und verließ hastig den Raum. Lilli warf mir einen erleichterten Blick zu, den ich mit einem Lächeln erwiderte. Wir alle erwarteten weitere Vorkommnisse, doch es geschah nichts. Das sollte sich am nächsten Tag allerdings schlagartig ändern.

Am nächsten Morgen ging der Ärger mit der Straßenbahn wieder von vorne los: Die Tram Nummer 6, hieß es, fällt bis auf Weiteres aus. Ich hetzte mit dem Fahrrad in die Schule. Diesmal schaffte ich es noch rechtzeitig. Der Unterricht fand wie gestern im Musiksaal statt. Frau Hipp beauftragte mich, das Klassenbuch aus dem Direktorat zu holen. Ich machte mich zusammen mit Lilli auf den Weg nach unten. „Wenn ihr das Klassenbuch einer sechsten Klasse holen wollt“, begrüßte uns eine blauhaarige Lehrerin freundlich, „muss ich euch leider enttäuschen – die sind im Moment alle weg. Ihr könnt mit mir ins Lehrerzimmer kommen, ich gebe euch ein Blatt, wo ihr alles aufschreiben könnt.“ Lilli und ich folgten ihr widerstandslos ins Lehrerzimmer. Nach dem gestrigen Vorfall wagten wir nicht genauer nachzufragen. Wieso sollten nicht auch Klassenbücher verschwinden,

wenn sogar unsere Klassenzimmer das konnten? Im Lehrerzimmer fand, so wie es aussah, gerade eine Besprechung statt, denn der Direktor höchstpersönlich erhob sich von einem der gepolsterten Stühle und räusperte sich. Ich blieb vor Neugier stehen. „Meine lieben Kollegen“, begann er, „wie einige von uns schon bemerkten, geschehen an dieser Schule äußerst merkwürdige Dinge. Buchseiten verschwinden, Klassenzimmer lösen sich in Luft auf. Auch ich habe etwas höchst Verdächtiges beobachtet. In unseren Computern wurden alle Sechser gelöscht.“ Beim letzten Satz sah man seine Adern pulsieren und er wirkte angespannt. „Das wäre ja nicht das Problem, man könnte sie ja wieder hineinschreiben, aber die Computertaste, auf der normalerweise die 6 steht, ist auch nicht mehr da. Liebe Kollegen, ich habe leider den Verdacht, dass unsere Schule Opfer eines Sabotageaktes geworden ist. Offensichtlich hat sich jemand in unser Netzwerk eingeloggt und Daten gelöscht. Ich werde die Polizei einschalten.“ Der Direktor atmete tief durch. Lilli tippte mich von hinten an. „Wir müssen zurück“, meinte sie und wedelte mit dem Blatt, das die Lehrerin ihr gegeben hatte. Ich hörte nur noch, dass der Direktor etwas von wegen ‚das geht jetzt zu weit‘ schimpfte, dann fiel die Tür hinter uns zu. Lilli und ich sahen uns fassungslos an.

„Wahnsinn, jetzt ruft der echt die Polizei. Das ist ja richtig aufregend“, raunte ich. Lilli nickte und tuschelnd liefen wir ins Klassenzimmer. Und tatsächlich: Am späten Vormittag tauchten uniformierte Beamte auf. Sie schnüffelten ein wenig in unserem Schulhaus herum, befragten einige ältere Schüler und kritzelten mit wichtigen Mienen etwas auf ihre Notizblöcke. Schließlich erklärten sie, dass sie noch keine Spur hätten und noch genauere Informationen bräuchten. Dann fuhren sie wieder ab.

Endlich ertönte der Gong zum Schulschluss. Wochenende! Lilli und ich verabschiedeten uns, und ich schlenderte zum Schreibwarenladen, bei dem ich für meine Oma, die nächste Woche den 60. Geburtstag feierte, eine Glückwunschkarte kaufte. Ich hüpfte fröhlich nach Hause, denn der Gedanke an die guten Torten, die es bei meiner Großmutter geben würde, vertrieb die Aufregung aus der Schule. Daheim rannte ich die Treppe zu meinem Zimmer hoch. Ich wühlte in meiner Schultasche und zog die Glückwunschkarte heraus. Seltsam, sie war wie aufgebläht. Vorsichtig öffnete ich den Umschlag und ließ ihn mit einem erstickten Schrei wieder fallen. Ein giftgrünes, wuscheliges Ding, das die Größe eines Golfballs hatte, kroch aus der Karte und sah mich mit zugekniffenen Augen an.



„Das ist also ein Mensch“, stellte es fest und fuhr fort: „Ich wusste gar nicht, dass diese Wesen so schreckhaft sind.“ „Wer bist du?“, platzte es aus mir heraus, „und was machst du hier?“ „Etwas mehr Höflichkeit, wenn ich bitten darf“, verlangte das Ding. „Ich bin Wolly und komme vom Planeten 666.“ Mit stolzgeschwellter Brust tippte er auf ein Wappen. „Man hat mich beauftragt, auf Planet Erde Sechsen zu stehlen, denn in unserer Heimat herrscht schreckliche Hungersnot.“ Sein Gesicht nahm einen leidenden Gesichtsausdruck an. „Und wieso musst du dann Sechsen klauen?“, hakte ich nach und begriff allmählich alles. Unser Klassenzimmer war weg, weil es ein Sechstklasszimmer

war, die Tram war ausgefallen, weil sie eben die Nummer Sechs trug, und auch die Computer-Sechser, die Klassenbuch- und die Seiten-Sechser: alles hatte etwas mit Wolly zu tun. „Na, wir ernähren uns dort oben doch von Sechsern und Dingen, die mit der Zahl Sechs zu tun haben“, riss Wolly mich aus den Gedanken und sah mich an, als ob es das Selbstverständlichste der Welt wäre, dass man Sechsen zum Überleben bräuchte. Nervös warf ich einen Blick auf meine Glückwunschkarte. Ich hatte es geahnt: die Sechs war schon fort. „Du gibst mir jetzt sofort meine Zahl zurück“, zischte ich und vergaß dabei ganz, dass ich eigentlich noch erschrocken sein müsste. Ein Außer-

irdischer begegnet einem ja nicht alle Tage. Wolly blickte mich mit blitzenden Augen an. „Ich bin verantwortlich für mein Volk“, fauchte er zurück, „und deshalb gebe ich die Sechs nicht her. Ich kann nicht zulassen, dass wir alle verhungern.“ Mit diesen Worten fuhr er seine Krallen aus und hinterließ einen langen Kratzer auf meinem Arm. „Spinnst du?“, schrie ich und fuhr in die Höhe. In meiner Wut packte ich dieses teuflische Ding, warf es in meine Schreibtischschublade und drehte den Schlüssel um. Jetzt brauchte ich wirklich einen kühlen Kopf, egal wie laut das Wesen in der Schublade tobte. Ausgerechnet in diesem Moment kam mein kleiner Bruder zur Tür hinein. „Yande, hilfst du mir bei den Haus-

aufgaben? Wir müssen heute Sechser malen“, bat er und schaute mich mit Hundeblick an. Das fehlte jetzt grade noch. Ein kleiner Bruder, der Hilfe beim Sechschreiben braucht. Beim Sechschreiben? „Das ist die Idee!“, juchzte ich und schob meinen Bruder aus dem Zimmer. „Später, später, dann malen wir ganz viele“, versprach ich und schloss die Tür hinter ihm. Dann holte ich Wolly aus der Schublade. Bevor er losschimpfen konnte, ergriff ich das Wort. „Wolly, ich hab eine ganz tolle Idee. Hilfe zur Selbsthilfe nennt man das. Ich zeige dir, wie du dir deine Sechsen selbst machst, unter der Bedingung, dass du alle gestohlenen Sechser wieder freigibst.“



Da kam mir noch ein wundervoller Gedanke. „Außer ...“ Ich musste grinsen und flüsterte ihm zu, was er außerdem noch für mich tun sollte. Wolly war gleich Feuer und Flamme, als er meine Idee hörte. Als Beweis, dass ich mich auf ihn verlassen konnte, gab er mir zuerst die verlorene Sechs von Omas Geburtstagskarte wieder. Dann suchte ich den kleinsten Bleistift, den ich hatte, und zeigte ihm, wie man eine Sechs schreibt. Nach einigen Minuten hatte er es verstanden. Dann brachte ich ihm noch die Vier bei. Warum, das werdet ihr am Ende der Geschichte noch erfahren.

Mit Begeisterung führte er den Stift über das Papier und schrieb eine Zahl nach der anderen. Er war viel schneller von Begriff als mein Bruder. Das ganze Wochenende verbrachte Wolly damit, unendlich viele Ziffern zu schreiben. Ganz friedlich – so dass keiner aus meiner Familie etwas von dem seltsamen Gast in meinem Zimmer bemerkte.

In der folgenden Woche sollte es Zeugnisse geben. Der Montag begann so, wie ich es mit Wolly besprochen hatte. Alle Sechser waren wieder da: Die Tram fuhr wieder, das Klassenzimmer tauchte auf, die Seiten in unserem Buch zu unserem Verdruss auch. Ja, fast schienen die Vorfälle der letzten Woche wie ein Traum.

Die Zeugnisausgabe rückte näher, und ich tröstete Lilli, die sich wegen ihrer schlechten Mathenoten immer noch Sorgen um ihre Versetzung machte. Völlig unnötig, wie ich wusste. Denn Wolly hatte Wort gehalten ...

Die Überraschung beim Erhalt der Zeugnisse war groß, sowohl bei manchem Schüler als auch bei den Lehrern. Denn da, wo eigentlich eine Fünf oder Sechs auf dem Blatt stehen sollte, prangte nun eine Vier. Alle wurden versetzt. Keiner ging unglücklich nach Hause. Wie ging das?

Na ja, ganz einfach: Wolly und ich hatten ausgemacht, dass er alle Sechser und Fünfer aus den Zeugnissen entfernen sollte. Was die Fünfer betraf, hatte er zwar gemault, weil er sie nicht für sein Volk nutzen könne, doch schließlich musste er meine Bedingungen akzeptieren. Die Vierer konnte er dann selbst in Schönschrift eintragen, so wie ich es ihm beigebracht hatte. Als Dankeschön habe ich ihm noch einen Packen Papier und Bleistifte geschenkt. Dann ist er Richtung Planet 666 abgereist.

Seitdem habe ich Wolly übrigens nie mehr gesehen. Schade eigentlich! Wenigstens zur Zeugniszeit hätte er doch wieder aufkreuzen können!